



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Groth, Ernst Johann: Hauptmann Lindenbusch

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Hauptmann Lindenbusch

Eine Skizze von Ernst Johann Groth



Es war eine ergreifende Szene auf dem Garnisonfriedhof. Wir begruben einen verheirateten Landwehrmann, der, zur Seeschießübung eingezogen, von einer im Geschützrohr krepirenden Granate zerrissen worden war.

Ich kannte den Mann; er hieß Franz Krahl, war Kleinbauer und wohnte in meinem Heimatbezirk in der Nähe meiner Vaterstadt. Sein Häuschen lag am Neuendorfer Feldweg, und seine junge Frau, eine hübsche, rotwangige Blondine, pflegte im Sommer jeden Mittwoch mit ihrer Karre nach der Stadt zu kommen, um dort Gemüse und Obst zu verkaufen. Während sie die Karre in flottem Marsche und mit kräftigen Armen vor sich hinschob, trabten ihre beiden Kinder, ein hübsches blondes Mädchen und ein kleiner dicker Junge, barfüßig neben ihr und hielten sich an ihren fliegenden Röcken fest. Sie brauchte nicht weit in die Stadt hineinzufahren, denn da ihre Waren, die sie offenbar mit natürlichem Schönheitsfömm wie Motive zu Stillleben auf ihrer Karre geordnet hatte, sehr geschätzt wurden, so pflegte an der Roszkoppel, wo es in die Stadt hineinging, schon eine große Zahl von Weibern auf sie zu warten.

Es entstand dann gewöhnlich, besonders an heißen Tagen, ein großes Drängen und Schreien, Schwagen und Lachen, und im Nu waren die saftigen Früchte und sorgsam gezognen Gemüse verschwunden. Dann trocknete sich die junge Frau lachend die heiße Stirn, schob ihr weißes Kopftuch zurecht, setzte die Kinder auf die leere Karre und fuhr, strahlend vor Gesundheit, Glück und Zufriedenheit, nach ihrem Häuschen zurück.

Nun sah ich sie wieder auf dem Friedhof, mit den beiden Kindern am Grabe ihres Mannes — ein Bild des Jammers! Als der Pfarrer den letzten Segen gesprochen, die Regimentsmusik einen Choral gespielt hatte, und die ersten Erdschollen auf den Sarg geworfen wurden, gab sich die arme Frau ganz ihrem ungebändigten, leidenschaftlichen Schmerz hin. Sie warf sich auf die Kniee, schluchzte und schrie, sprang dann auf, versuchte, den Soldaten die Schaufeln aus der Hand zu reißen, ergriff ihre laut schreienden Kinder und konnte nur mit Mühe davon zurückgehalten werden, daß sie sich mit ihnen in das Grab stürzte. Man versuchte wiederholt, sie von der Gruft zu entfernen, aber sie riß sich immer wieder los und eilte unter Wehklagen zurück. Um den Jammer zu übertönen, mußte die Musik noch einen Choral spielen.

Endlich schien sich die unglückliche Frau etwas gefaßt zu haben, und der Feuerwerkshauptmann Lindenbusch trat auf sie zu, sprach einige tröstende Worte und wollte ihr die Hand reichen.

Sie trocknete sich die Tränen, richtete sich auf und musterte ihn von oben bis unten. Sie fand der Herr Hauptmann, tief sie mit bebender Stimme, der auf die Kanonenkugeln aufpassen soll; die Leute haben mir davon erzählt. Warum haben Sie nicht aufgepaßt? Nun liegt er da, mein guter Mann, stumm, tot, zerrissen. Aufpassen sollen Sie auf Ihre Soldaten und die schrecklichen Kanonen! Nein,

meine Hand geb ich Ihnen nicht! nein, meine Hand kriegen Sie nicht! Was helfen mir nun die schöne Musik und die vielen Soldaten; das bringt meinen Kindern den Vater nicht wieder. Sie sind schuld, daß mein Mann tot ist — nein, meine Hand geb ich Ihnen nicht!

Als das kleine Mädchen sah, daß die Mutter so zornig auf den fremden Mann einsprach, schrie es laut auf, hob die Fäustchen und schlug nach ihm, und auch der kleine dicke Junge wollte schon zum Angriff vorgehn, da traten die andern Offiziere dazwischen, nahmen den tief erblaßten, wie versteinert dastehenden Hauptmann in ihre Mitte und verließen mit ihm den Friedhof.

Der Feuerwerkshauptmann Lindenbusch galt im Regiment als ein Sonderling. Er hatte sich im Deutsch-französischen Kriege als junger Unteroffizier bei der Eroberung eines Pariser Forts besonders ausgezeichnet, und das hatte ihm trotz seiner unzulänglichen Schulbildung die Offizierslaufbahn eröffnet. Aber was ihm von der flachen allgemeinen Heerstraßenbildung, die man sich auf der Schulbank aneignet, abging, das hatte er durch Studien auf entlegnen, stillen und mühsamen Bergpfaden zu ersetzen verstanden. Und deshalb lebte in ihm die ganze erquickende Frische und urwüchsige Buntfleckigkeit des Autodidakten. Verständige Ansichten und phantastische Vorstellungen wohnten in seinem Geiste dicht beieinander.

Er lebte ganz in seiner artilleristischen Welt. Die Kanone war für ihn die Basis und der Ausgangspunkt für seine Weltanschauung. Erst dann wurde ihm eine Sache ganz klar, wenn er sie sich in seiner technischen Begriffswelt anschaulich vorstellen und Vergleiche aus seiner artilleristischen Umgebung herbeiziehen konnte.

So teilte er die Menschen ein wie die Kanonen, in solche mit glatter Seele und in solche mit gezogener Seele. Die moderne Kultur, sagte er mir einmal, als wir im Pulverschuppen auf soziale Fragen zu sprechen kamen, kann nur noch von Menschen vorwärts gebracht werden, die einen gehörigen Progressivdrall haben; aber sehen Sie sich einmal unsre führenden Geister an! Das sind alles Leute mit glatter Seele, und deshalb haben ihre Ideen auch keine sichere Flugbahn. Nur Ideen, die aus gezogenen Seelen und mit dem richtigen Drall kommen, sind treffsicher und schlagen durch.

Wie alle Autodidakten liebte er zu philosophieren, und da er gelesen hatte, daß der Philosoph Friedrich Nietzsche Artillerist gewesen war, hatte er sich mit dem ganzen Heißhunger eines naiven Grüblers auf dessen Schriften gestürzt. Wie trunken taumelte er in dem Irrgarten dieser berausenden und paradoxen Ideen umher. Aber er begnügte sich nicht damit, er spann die Ideen weiter.

Nietzsche, sagte er, ist über das philosophische Gabelschießen nicht hinausgekommen. Das Ziel hat er nicht erreicht; er bombardiert auf der weiten Gabelgrenze nervös darauf los und trifft alles mögliche, nur nicht sein Ziel. Seine Idee vom Herrenmenschen zum Beispiel ist eine rauchstarke Phantasterei; er vergißt, daß ein Herrenmensch ohne Waffe gar nicht denkbar ist. Erst die Waffe macht ihn zum Herrn; ohne Waffe ist sein Wille zur Macht eine Komödie, ohne Waffe kann der Herrenmensch nur die Rolle eines Kulturflowns spielen, denn ohne Waffen bleibt der Mensch mit seiner ganzen Herrenmoral nur ein renommtierender Schwäger. Zum Übermenschen gehört eine Überwaffe, und diese kann nur die Artillerie liefern. Wäre ich im Dienste nicht so gehegt, so würde ich ein Buch schreiben: „Also sprach Napoleon“, und noch ein andres: „Wie man mit der Kanone philosophiert.“

Überall suchte Hauptmann Lindenbusch das Gespräch auf Nietzsche und seine Ideen zu bringen; aber seitdem der Oberst einmal im Kasino unwillig gesagt hatte, er könne philosophierende Hauptleute nicht brauchen; spekulativen Gedankenschutt und ideologischen Schafsmist abzuladen, sei in seinem Regiment ausdrücklich verboten,

wurde Hauptmann Lindenbusch zurückhaltend und wortkarg. Er spannt sich in seine Gedanken ein und ging einer Unterhaltung mit den andern Offizieren möglichst aus dem Wege.

Vom Autodidakten zum Pessimisten ist nur eine kurze Strecke; sie führt über die Brücke der Enttäuschung, und solche Enttäuschungen waren dem Hauptmann nicht erspart geblieben.

Jede Waffe, pflegte er zu sagen, hat ihren Sündenbock. Bei der Kavallerie sind es die Rossärzte, bei der Artillerie die Feuerwerker. Ist das Schießen bei der Inspektion wie eine donnernde Bravourarie vorgeführt worden, dann streichen die Kommandeure die Anerkennung wie etwas Selbstverständliches ein; entspricht die Wirkung nicht dem Knalleffekt, so hat Lindenbusch mit seiner Munition daran schuld. Lindenbusch hat schuld, wenn die Schlagröhre versagt, Lindenbusch hat schuld, wenn die Schrapnell's zu früh krepieren, wenn die Granaten nicht treffen, wenn ein Handwerksbursche am Schießplatz einen Blindgänger findet und so lange daran herumklopft, bis das Ding ihm den Kopf abreißt — Lindenbusch hat schuld, wenn man in der Eile keinen andern Schuldigen finden kann.

Er hätte die Geschichte satt und würde abrüsten, sobald die letzten in Frankreich erbeuteten Granaten verschossen seien; dann hoffe er, sich noch mit Ehren in seinen wohlverdienten Ruhestand zurückziehen zu können.

Trotz seiner Reizbarkeit brachten ihm die Kanoniere, die ihm zur Dienstleistung zugewiesen wurden, viel Vertrauen entgegen, denn er hatte im Grunde ein weiches Gemüt und ein warmes Herz. Er stammte selbst aus einer Bauernfamilie und konnte und wollte es auch nicht verleugnen. Soldatenstand und Bauernstand, pflegte er zu sagen, gehören zusammen wie Batterie und Munitionskolonnen; das eine kann ohne das andre nicht bestehen. Der rechte Soldat hat immer Sehnsucht nach der Scholle. Deshalb waren ihm die Leute vom Lande besonders lieb und sympathisch. Er kannte ihre Lebensumstände und Sorgen aus eigener Erfahrung und half, wo er nur helfen konnte.

Für viele Leute, die von Hause beunruhigende Nachrichten erhalten hatten und nicht wußten, was sie anfangen sollten, war er eine Art von Beichtvater. Geh nur zu Vater Lindenbusch, der wird dir schon klar machen, ob deine Mutter den Acker verkaufen soll oder nicht, sagten die Kameraden zu dem Ratlosen, und dann sah man in irgendeiner Traversée den Hauptmann Lindenbusch auf einem Stapel von Granaten sitzen, und vor ihm stand der sorgenbeladene Kanonier und schüttete sein Herz aus.

Auch der Kanonier Krahl hatte das vor sechs Jahren getan. Er wußte damals nicht, ob er nach seiner Dienstzeit in der Stadt bleiben und Kutscher in einem Biergeschäft werden, oder ob er aufs Land zurückgehn und das Häuschen und die acht Hektare Land von seinem Vater übernehmen und bewirtschaften sollte.

Die Leute sagen alle, Herr Hauptmann, die Landwirtschaft ist ein mageres Pferd geworden. Wenn man die Haut noch retten will, muß man es sobald wie möglich zum Schlinder bringen. Da hab ich mir gedacht: du verkaufft die alte Klitsche, gehst in die Stadt und wirfst Bierkutscher.

Aber der Hauptmann hatte ihn furchtbar angefahren: Mit dem Kartuschbeutel möchte man euch Kerls um die Ohren schlagen! Habt ihr denn Pulverschleim im Kopf? Bierkutscher in der Stadt sein haltet ihr für feiner als auf dem Lande leben und euern Acker bewirtschaften? Die Bauernfreiheit opfern und Stadtflave werden! Freilich das faule Gefindel, dem es in der verpesteten Schnapsdestille wohliger ist als im Kuhstall und auf dem muffigen Asphaltplaster behaglicher als auf dem erfrischenden Feldwege, das hat ein Grauen vor der gesunden

natürlichen Arbeit auf dem Lande; aber der Bauer, der seine fünf Sinne in der richtigen Rangordnung hat, der pfeift auf das Stadtpflaster und behält seinen eignen Boden unter den Füßen. Geht nur in die Großstadt, ihr werdet bald in dem schlammigen, giftigen Menschenbrei versinken wie eine Haubitze im Torfmoor! Im besten Falle stempelt man euch dort zum urteilslosen und willenlosen Herdenvieh und setzt euch unter elektrische Beleuchtung, oder ihr treibt im Dunkeln elend umher als kraft- und hilflose Großstadtmollusken. Wollt ihr aber selbständig denkende und freischaffende Menschen sein, dann bleibt auf dem Lande, unter den Füßen die eigne Scholle und über dem Kopf das ewige Firmament!

Und der Kanonier Krahl hatte das getan, und es war ihm gut gegangen, besonders als er sich ein gesundes, tüchtiges und fröhliches Landmädchen zur Frau genommen hatte.

Und nun stand er bei seiner Landwehrrübung nach sechs Jahren wieder beim Vater Lindenbusch in der Munitionstraverse, hob dienstbereit die alten französischen Granaten auf die Laufstagen und schaffte sie in den Raum, wo die Landwehrlaute angewiesen wurden, die Vorstecker für die Zünder anzubinden, damit das Schießen am nächsten Tage vorschriftsmäßig beginnen konnte.

Ich habe auch schon zwei kleine Laufstagen, sagte Landwehrmann Krahl zum Hauptmann Lindenbusch, als der Dienst zu Ende war, wollen der Herr Hauptmann sie sich einmal ansehen? Meine Frau ist auch darauf.

Und dabei zog er glückstrahlend eine Photographie aus der Tasche.

Der Hauptmann sah sich das Bild an. Alle Wetter! rief er, Sie können wirklich noch mehr als mit Kanonen schießen. Wenn unsre Schutzpatronin, die heilige Barbara, Kinder gehabt hätte, die konnten nicht hübscher sein. Die Kasse lobe ich mir, die ist echt.

Nun, Herr Hauptmann, aussterben soll sie nicht; dafür wird Franz Krahl schon sorgen. —

Und nun war das Entsetzen so plötzlich hereingebrochen; der Schlag hatte nicht nur die Familie des unglücklichen Landwehrmanns niedergeworfen, sondern auch den Hauptmann Lindenbusch aus aller Fassung gebracht.

Glockenguß und Kanonenguß! sagte er einmal zu mir, als wir hinter den Dünen vor der schweren Mörserbatterie standen. Ich wünschte, ich wäre ein Dichter, dann würde ich zu Schillers Lied von der Glocke ein Gegenstück „Das Lied von der Kanone“ schreiben. Sie lachen? O die ganze moderne Weltgeschichte, die ganze Menschheitsballistik wollte ich darin aufrollen: die kulminierenden Tugenden der Völker, die höchste Flugbahn heroischer Taten, die brisanten Leidenschaften, die explodierenden Katastrophen, Macht und Verzweiflung, Ruhm und Elend, Leben und Tod.

An diese Worte mußte ich denken, als ich ihn nach der erschütternden Kirchhoffzene in seiner einsamen Junggesellenwohnung draußen an der Hafenschanze aufsuchte. Er saß auf seinem Feldbett, starrte vor sich hin und schluckte wie einer, der eine heftige innere Bewegung niederzuringen sucht. Als er mich sah, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte mit stockender Stimme: Was machen wir nun mit den armen kleinen Würmern? Und dieses unglückliche Weib! Ich mag gar nicht daran denken, mir schwimmt es vor den Augen. Und all das Unheil wäre vermieden worden, wenn ich — ja wenn ich — Der Vorstecker an der Granate war falsch, er paßte nicht zu dem alten französischen Geschöß — er wurde beim Ansetzen herausgerissen — das Geschöß mußte im Rohr krepieren.

Und während er sich in Vermutungen, Erklärungen und Selbstanklagen erging, wurde mir der ganze unglückselige Vorgang in der Batterie wieder vor meinem geistigen Auge lebendig.

Um sechs Uhr früh sollte in der Küstenbatterie aus den 15-Zentimeter-Ringkanonen der erste Schuß fallen.

Es war ein warmer leuchtender Sommermorgen. Über dem Schaumgekräusel der leicht bewegten See wölbte sich das wolkenlose Blau des Himmels, und wir atmeten mit Behagen die frische Seeluft ein, die eine leichte Brise uns auf dem hohen Beobachtungswall zuwehte. Von der Sonne hell beschienen hoben sich die dreitausend Meter entfernten Ziele, weiße pyramidale Scheiben, von dem fernen durch leichten Dunst umflogten Horizont wie kleine Segel leuchtend ab.

Zur linken Hand schob sich tief in die See die dunkle aus mächtigen Quadern gebaute Hafensmole, an der die kleinen übermütig hüpfenden Wellen gurgelnd und leckend emporprangen; und wie ein warnendes Ausrufungszeichen erschien vorn an der Spitze der hellschimmernde Leuchtturm. Weiter links von der Hafeneinfahrt flog unser Blick über eine halbmondförmige Bucht, von dessen Strande die von der Morgen Sonne beleuchteten Villen des Badeorts zu uns herüberwinkten. Auf der glitzernden Wasserfläche war weit und breit kein Fahrzeug zu erblicken, nur am Horizont bemerkte man noch einige dunkle langgezogene Pinselstriche, die Rauchwolken der Dampfer, die eiligt aus der Schußlinie der Batterie zu kommen suchten.

Man hatte von dieser hochgelegenen Schanze mit den gewaltigen todbringenden Ringkanonen das erhebende Gefühl beherrschender Kraft; und dieses Gefühl schien auch die Landwehrlente zu erfüllen, die auf den hohen Lafetten standen, die Geschütze revidierten, die Blicke über die weite Wasserfläche gleiten ließen und die fernen Ziele fest ins Auge faßten. Man merkte es an ihren strahlenden Augen, den frohen Gesichtern und den nervig zugreifenden Armen, daß sie mit wachsender Spannung, mit einer militärisch gezügelten freudigen Erregung auf das Kommando zum Laden warteten, auf den ersten den ganzen Körper angenehm erschütternden Donner, auf das Säusen und Pfeifen der fliegenden Granaten, auf ihr Einschlagen und das Aufsteigen der leuchtenden Wassersäulen am Ziele.

Punkt sechs Uhr stieg die Schießlagge, der preußische Adler auf weißem Felde, auf der Haupttraverse in die Höhe, und sogleich folgte das Kommando „Stillgestanden!“

Wie ein Ruck wirkte das Wort. Lautlose Stille in der ganzen Batterie.

Dann das Kommando „Granaten!“

Sofort löste sich das starre Bild an den Geschützen auf zu einer lebhaft bewegten Szene; alle zurückgedrängten Kräfte schienen mit einem Schlage frei geworden zu sein. Die alten Leute wollten offenbar ihr Bestes geben, aber die Lebhaftigkeit war zu nervös, die Bewegung zu unruhig, die Bedienung zu lärmend. Die Handreichungen griffen nicht ineinander. Man merkte, daß diese vom ländlichen Pfluge und der friedlichen Tenne gekommenen Mannschaften nicht mehr geübt waren, die todbringenden Maschinen gewandt und sicher zu bedienen. Das kurze Exerzieren hatte augenscheinlich nicht genügt.

Der aufsichtführende Major wurde ungeduldig; er tadelte, wetterte, fuhr dazwischen. Am zweiten Geschütz wurde man gar nicht fertig. Hier hatte der Landwehrmann Krahl mit einem Kameraden das Geschöß im Rohre angefaßt, aber offenbar zu schwach, denn die Kartusche hatte im Laderaum nicht Platz genug, der Verschluß ging nicht zu.

Was ist das für eine schlappe Bedienung am zweiten Geschütz! rief der Major. Was sind das für ausgemergelte Kerle, die nicht mehr Muskel genug haben, eine Granate gehörig anzusetzen! Da hol ich mir die jüngsten Rekruten, die haben mehr Kraftbrühe im Leibe! Nacherexzieren soll mir die Bedienung, bis die Kerle wieder Stahl in die Knochen kriegen!

Währenddes hatten die Leute die Kartusche wieder aus dem Rohr genommen, den Anfejer ergriffen und stießen noch einmal mit aller Wucht gegen das Geschöß im Rohr.

Da plöblich ein fürchterlicher Donner. Eine gewaltige Feuersäule schoß rückwärts aus dem Rohr. Granatsplitter sausten heulend und pfeifend durch die Batterie. Eine erstickende Rauchwolke hüllte den ganzen Geschößstand ein. Einen Augenblick Totenstille. Dann hörte man einen markerschütternden Schrei — Stöhnen, Ächzen, Wimmern. Ein Windstoß nahm den Pulverqualm weg. Die ganze Bedienung des zweiten Geschößes war wie weggefegt. Der Landwehrmann Krahl war tot, die andern lagen verwundet auf der Bettung. Stabsarzt, Offiziere und Unteroffiziere eilten herbei und griffen zu. Der Hauptmann Lindenbusch stürzte atemlos von Geschöß zu Geschöß und hielt die Munition zurück. Bald merkte er die Ursache der Explosion: einige Geschöße hatten falsche Vorstecker — es waren seine letzten französischen Granaten.

Das alles sah und hörte ich im Geiste wieder, als ich in der Dämmerung in seiner Stube saß.

Hätte ich das Satanszeug mit der ganzen französischen Beute doch damals in die Luft fliegen lassen, sagte er finster. Als wir an dem Wintertage in das Fort eindringen, war ein französischer Artillerist im Begriff, die Zündschnur zum Pulverturm anzustecken. Ich schoß ihn über den Haufen. Ich sehe ihn noch taumeln und auf dem Schnee zusammenbrechen. Jedes Jahr haben wir seitdem von der mitgebrachten französischen Munition verfeuert, und jetzt bei den letzten zugerichteten Granaten muß mich das Verhängnis treffen! Aber ich will nicht an mich denken. — Der arme Krahl, so ein guter, ausgezeichnete Mensch! Welch ein Unglück! Ach, die Szene auf dem Kirchhof — wie entsetzlich! Sahen Sie, wie das kleine Mädchen nach mir schlug, mit ihren Fäusten nach mir schlug? So ist's recht. Ich bin schuld, ich ganz allein! Welch ein elender Abschluß meines Dienstes!

Ich versuchte, ihn zu trösten: Wenn die Geschöße falsche Vorstecker hatten, so sind Sie nicht allein der Schuldige.

Ich weiß, ich weiß; aber ich nehme die ganze Schuld, die ganze Verantwortung auf mich. Von mir geht das Versehen aus. Ich habe die falschen Vorstecker ausgeliefert. Ich will allein der Schuldige sein. Ich habe diesen Peitschenhieb verdient. Der Soldat soll nur einem Herrn dienen, ich aber trieb schon seit langem Gözendienerei. Ich lebte nicht mehr mit Leib und Seele im Dienst. Ich mußte die Geschöße noch einmal selbst revidieren, vor allem bei der Landwehr, aber ich glaubte, mit dem Befehlen sei es genug. Mir war die Gözendämmerung wichtiger als die Seeschießübung. Das war mein Fluch. Der Oberst hat ganz recht: Philosophierende Hauptleute sind im Dienst nicht zu gebrauchen, am wenigsten philosophierende Feuerwerker, sonst fliegt alles in die Luft. Mir ist nun zumute, als sei mir der Boden unter den Füßen weggerissen, als sei mein ganzer Lebenszweck durch diese krepierende Granate zertrümmert worden. Was nun? Was nun? Der Gedanke ist fürchterlich. Wenn das Kriegsgericht nur bald sein Urteil spräche. Ich will büßen. Ich sehne mich nach Strafe und Sühne.

Das Kriegsgericht ließ auch nicht lange auf sich warten. Der Hauptmann Lindenbusch wurde zu zwei Jahren Festung verurteilt.

Er trat die Strafe sogleich an. Hinter den Festungsmauern wollte er versuchen, über die seelischen Erschütterungen hinwegzukommen, die Spitzen der Selbstvorwürfe stumpf zu machen und die brennenden Gedanken an das Unglück auszulöschen. In der Einsamkeit der Festungszelle hoffte er, seine zerrissenen Spekulationen wieder weiter zu spinnen, sich ungestört seinen Lieblingsgedanken hinzugeben und den Problemen des Daseins mit aller Ruhe und Vertiefung nachzugehen.

Aber es gelang ihm nicht. Er kam nicht über diese Katastrophe hinweg.

Eines Tages erhielt ich von ihm einen Brief, worin er mir schrieb: „Ich sende Ihnen den ganzen Nießsche zurück. Ich glaubte, er würde mir hier in meinem Kerker ein Tröster und Führer sein, aber ich kann ihn nicht mehr lesen, ich kann dem Wirbel seiner Ideen nicht mehr folgen, mir wird schwindlig und geistig seekrank dabei. Sie werden sich über meine Abtrünnigkeit wundern; aber ich sehe immer mehr, dieser Philosoph kann mir in meinem Elend nichts geben. Er reicht mir Steine statt Brot und Gift statt Arznei. Ach, die Faust eines Kindes hat mir die ganze Philosophie in Trümmer geschlagen. Gestern brachte mir ein Kanonier verschiedene Sachen, die sich beim Aufräumen in der Batterie gefunden hatten, darunter eine zertretene Photographie, es war das Bild von Krahl's Kindern. Wie ein kleines Heiligtum habe ich es an mich genommen und über mein Bett gehängt, der einzige Schmuck der grauen Wände in meinem Gefängnis.“

Bald folgte ein zweiter Notschrei: „Tun Sie mir die Liebe und erkundigen Sie sich, wie es dem armen Weibe und ihren Kindern geht. Sie glauben nicht, wie mich der Gedanke an sie verfolgt, quält, martert. Immer sehe ich die Ärmste vor mir in ihrem namenlosen Schmerze. Wenn in der Nacht der Wind an meinen Fenstergittern vorbeifährt, ist es mir, als hörte ich die Kinder jammern; und wenn das Rauschen der See an mein Ohr tönt, vernehme ich das Wehklagen des armen Weibes. Und der Gedanke, daß die Unglücklichen nun verlassen in ihrer einsamen Hütte sitzen und Not leiden, raubt mir den Schlaf. Und daß das alles durch meine Schuld geschehen ist, durch meine Schuld — das könnte mich wahnsinnig machen. Helfen Sie mir von dieser Qual! Ich habe etwas Geld. Es wäre mir, bei Gott, eine Beruhigung, wenn ich die Frau und die Kinder unterstützen könnte; sie leiden sicher Not.“

Ich zog Erkundigungen ein und konnte ihn über diesen letzten Punkt etwas beruhigen. Die junge Frau hatte ihren Bruder zu sich genommen, und der half der rastlos tätigen in der kleinen Landwirtschaft. Sie erhielt eine kleine Pension, und auch die Bauern unterstützten sie, wo sie nur konnten, sodaß sie mit den Kindern vorderhand zu leben hatte. Ob sie aber den kleinen Bauernhof auf die Dauer würde halten können, sei sehr zweifelhaft, an Vieh habe sie Verluste gehabt, und die Ernte sei mager ausgefallen; sie würde den Hof vielleicht verkaufen und mit den Kindern in die Stadt ziehen.

Dieser Gedanke schien den Hauptmann schwer zu beunruhigen. Er schrieb mir bald darauf, er sei sogleich mit dem Bruder in Verbindung getreten. Der habe zuerst eine Unterstützung nicht annehmen wollen, aber er habe nicht geruht, bis der Bruder und die Frau einverstanden gewesen seien. Der Bauernhof dürfe unter keinen Umständen verkauft werden, der müsse den Kindern bleiben. Er halte es für seine heiligste Pflicht, von jetzt ab für seinen einzigen Lebenszweck, für die Kinder zu sorgen.

Dann erfuhr ich einige Monate nichts mehr vom Hauptmann Lindenbusch, bis mir eines Tages der Oberstabsarzt der Garnison erzählte, der Hauptmann sei im Lazarett schwerkrank gewesen; er habe fortwährend nach den Kindern der Frau Krahl verlangt. Es sei dann an die Frau geschrieben worden, und die sei auch mit ihren Kindern angekommen und habe den Hauptmann im Lazarett aufgesucht. Die Kinder seien zuerst sehr scheu und ängstlich gewesen, aber schließlich hätten sie sich auf das Zureden der Mutter doch an das Bett des Kranken herangewagt, hätten ihm die Hand gegeben, sich von ihm streicheln lassen und ihm nach einer Weile auf seine Fragen alles mögliche von Hof und Feld zutraulich und fröhlich erzählt. Seit diesem Tage sei eine auffallende Besserung eingetreten; er hoffe, den Hauptmann bald entlassen zu können. —

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß ich von ihm ein Lebenszeichen erhalten hatte. Als ich vor einiger Zeit wieder einmal in meinem Heimatort weilte, trat ich in die Gaststube meines Hotels, in der drei junge Herren in eifrigem Gespräche waren. Sie unterhielten sich über eine im Städtchen zu gründende Reunion der bessern Gesellschaft und stellten eine Liste der einzuladenden Personen auf.

Ich habe neulich erfahren, sagte der eine, daß es hier im Kreise noch einen Hauptmann a. D. gibt; den müssen wir doch auch einladen.

Ah, Sie meinen den Hauptmann Lindenbusch, der in Neuendorf den hübschen Bauernhof hat.

Um Gottes willen, rief der dritte, unter keinen Umständen! Den können wir unmöglich in unsre Gesellschaft ziehen. Der hat ja eine Frau geheiratet, die noch vor wenig Jahren ihre Karre nach der Stadt schob und Brücken und Munkelkrüben an die Arbeiterweiber verkaufte. Unmöglich, ganz unmöglich! Das würde einen netten Skandal geben. Was denken Sie? Nein nein, auf den Herrn können wir nicht reflektieren.

Es fing draußen schon die Dämmerung an, aber alte Erinnerungen waren in mir wach geworden, und so wanderte ich denn hinaus in den freundlichen Herbstabend, den Neuendorfer Feldweg hinunter und erreichte bald den Bauernhof meines alten Regimentskameraden. Ich erkannte den Hof kaum wieder, so schön und stattlich war er geworden. Als der Kettenhund anschlug, wurde es in der Stube lebendig. Der Hauptmann trat heraus und kam mir entgegen. Er erkannte mich sofort, streckte mir freudig erregt beide Hände entgegen und führte mich in die Wohnstube.

Da habe ich denn inmitten seiner Familie eine freundliche Stunde verbracht, erquickend wie eine Raft am Waldestrand. Mein Freund hatte sich ziemlich stark verändert; seine Gestalt war hagerer und sehniger geworden, sein Schnurrbart zeigte schon einen grauen Schimmer, und auf seinem sonst so robusten Gesicht merkte man die Spuren starker Seelenkämpfe. Aber seine stahlblauen Augen sprühten vor Kraftgefühl und Lebensfreude, und seine Bewegungen waren jugendlich und elastisch.

Die Kinder hingen an ihm mit offenkundiger Liebe. Während unsrer Unterhaltung schmiegte sich das hübsche rotwangige Mädchen an ihn, und er streichelte sie und spielte mit ihren blonden Zöpfen. Geschäftig eilte die junge Frau hin und her, sorgte für einen Imbiß und suchte hier und da auch ein Stück von unserm Gespräch aufzufangen. Aus ihren Worten und Blicken merkte ich, daß sie ihrem Manne in dankbarer Ergebenheit zugetan war. Von Philosophie haben wir nicht gesprochen, wohl aber von dem Segen der Landwirtschaft.

Erinnern Sie sich noch, sagte der Hauptmann nachdenklich, daß ich einmal eine in ihrer Wirkung unübertreffliche Waffe, eine Überwaffe habe erfinden wollen. Ich habe sie nun wirklich gefunden. Es ist keine Kanone, es ist kein Mordinstrument, es ist — Sie werden sich wundern — der alte schöne deutsche Pflug. Ich sage Ihnen, das ist die sicherste und wirkungsvollste Waffe gegen alle Kulturfeinde, gegen alle Krankheiten und Verrücktheiten der menschlichen Natur. Wie man mit dem Pfluge philosophiert! Daß man doch zu den einfachsten Wahrheiten erst auf solchem Umwege kommen muß! Ich habe diese Wahrheit an mir selbst erprobt, und ihre Wirkung ist geradezu verblüffend. Den spekulativen Gedankenschutt, von dem unser Oberst damals mit Recht so verächtlich sprach, habe ich bis zum letzten Kalkstäubchen aus meiner Seele weggefegt. Von den lahlen unfruchtbaren Halben moderner Grübler war der Schutt auch auf mich herabgestürzt und drohte, meinen einfachen Lebensweg zu versperren. Hier auf der Scholle, mit der Hand am Pfluge habe

ich erkannt, daß nicht das unfruchtbare Auflösen und Zerstören, sondern das gesunde fruchtbare Aufbauen und Werteschaffen die höchste Bestimmung und das schönste Glück des Menschen ist. In einer Art von ideologischem Größenwahn war ich damals nahe daran, mich an die nörgelnden Zaungäste der praktischen Kulturarbeit anzuschließen. Die krepierende Granate und die dadurch verursachte Tragik haben mich damals zur Vernunft gebracht.

Die Sterne standen schon schimmernd am Herbsthimmel, als er mich ein Stück Wegs nach der Stadt zurückbegleitete.

Sie werden es mir nachfühlen, sagte er, wie zufrieden ich bin, daß mein Schicksal solche Wendung genommen hat. Soldatenstand und Bauernstand gehören zusammen wie Batterie und Munitionskolonnen; ich bin nun zur Munitionskolonnen gekommen, und ich werde meinen Posten versehen bis zum letzten Atemzuge. Als ich von der Festung kam, war ich ein nutzloser einsamer Mann; hier in der Sorge für eine um ihr Glück betrogne Familie, hier auf der Bauernscholle, die ich mit meinem kleinen Kapital und meiner Hände Arbeit erweitern und verbessern durfte, habe ich wieder einen Lebenszweck und eine durch Sühne gereinigte Lebensfreude gewonnen. Ich wollte und durfte die Familie des unglücklichen Kanoniers nicht hinuntersinken lassen ins Proletariat. O ich weiß, daß man über meinen Schritt die Achseln gezuckt hat, daß viele ihn nicht für standesgemäß gehalten haben; aber es gab für mich keinen andern Weg. Der gemeinsame Gedanke an den durch meine Schuld zerrissenen Landwehrmann hat mich mit dieser Familie unauflöslich verknüpft. Wir halten sein Andenken heilig — und in diesem Andenken haben wir uns die Hand gereicht. Und wie das liebe Margellchen, das damals am Grabe ihres Vaters mit den Fäusten nach mir schlug, wie der kleine freundliche Junge — nun Sie haben ja selbst gesehen, mit welcher Liebe die Kinder an mir hängen. Sie glauben nicht, was das für ein wunderbares Gefühl ist, wenn man ein zertrümmertes Glück wieder aufbauen darf.



Das Gnadenfest der heiligen Anna

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)



o gingen die Jahre hin. Eins immer schneller als das andre.

Ganz unversehens war Wennola aus ihren alten Kleidchen herausgewachsen, und er, den sie „ihren Mann“ hieß, hatte ihr in Douarnenez viele Meter Stoff zu einem nagelneuen Kleide kaufen müssen. Daran hatte sie eine gewaltige Freude gehabt. Freilich ein Festgewand war das nicht. Die Sehnsucht nach einem goldstrotzenden Prozessionskleid plagte sie noch immer, obwohl sie jetzt mitten drin saß im Glück: in einem wohl-aufgeräumten Hause, zwischen einer freundlichen Mutter und einem arbeitsamen, nüchternen Manne. Die Worte Quehrens, der Wahrsagerin, wollten in ihr nicht zur Ruhe kommen: Du wirst es bekommen! Einmal sprach sie Gildas davon. Er hörte ihr aufmerksam zu, sah sie eine Weile nachdenklich an, antwortete aber nichts darauf. Vielleicht fand er sie kindisch und unbescheiden?

Sie wuchs aber auch aus diesem langen neuen Kleide heraus. Und wenn sie jetzt durch die Stalltür ging, mußte sie sich bücken. Das Wachsen geschah jedoch so allmählich, daß sie alle drei es kaum gewahr wurden.